

Hohenstein-Ernstthal'sches Tageblatt

Amtsblatt

Nr. 105.

Sonntag, den 7. Mai 1911.

1. Beilage

Die Maibowle.

Nachdruck verboten.

Stizze von Georg Perlich.

Die Maibowle, die der Herr Bankdirektor seinen Gästen angesetzt hatte, war wieder köstlich. Bei solchen Ingredienzien kein Wunder. Man wußte ja, was für seine Marken im Keller lagen. Und zu der Maibowle, die er selbst anrührte, nahm er das Beste vom Besten. Sie war sein Stolz. Er hörte es gern, wenn gesagt wurde, daß es nirgends eine so gute Bowle gäbe. Und das sagte man ihm auch heute, ohne Schmeichelei, aus Ueberzeugung.

Einer der Herren aber hob sein Glas gegen den jungen Forschungsreisenden Dr. Börner. „Auf Ihr Wohl, Herr Doktor! Lohnen es sich nicht schon dieses edlen Tranks wegen, mal wieder in die Heimat zu kommen?“

Börner tat Bescheid. „Sicherlich. Eine Maibowle gibt es nicht überall in der Welt. Wie oft wäre man schon von Herzen froh, nur einen Trunk frischen Wassers zu haben.“ Er sog mit Behagen den lieblichen Duft ein, der aus dem halbgeluteten Glase aufstieg. „Und doch“, meinte er, „habe ich einmal eine Bowle, in deren Aroma sich des Rheinweins Blume und des Waldmeisters Würze paarten, in einer Gegend und unter Menschen gekostet, wo ich auf alles andere eher vorbereitet gewesen wäre — im Gran Chaco, am Rio Vermejo, bei einem der dortigen nomadischen Indianerstämme.“

„Da eine Maibowle — —! Das muß allerdings verlockend sein.“

„Und sie war wie diese?“ fragte zweifelnd der Bankdirektor.

„Fast so; nur ein wenig herber, strenger.“

„Oder die Indianer bevorzugen die stärkeren mitred drinks“, scherzte man.

„Wegen den letzten Verdacht muß ich sie in Schutz nehmen“, erwiderte Börner. „Es sind noch unverdorbenen Naturfrüchte, genügend und mäßig.“

„Aber wie kommen sie zu unserem Frühlingstrank?“

„Die Frage habe ich mir auch vorgelegt. Es kann sein, daß sie ihn einem der früheren Kolonialisten verdanken, die, wie Kulturpflanzen beweisen, weit in das Innere, bis zu den Korbilleren, vorgebrungen sein müssen. Es ist indessen auch mög-

lich, daß es sich um ein Geschenk des Zufalls handelt. Der Zufall dürfte ja schon manche gute Mischung zustande gebracht haben.“

„Doch tut's der Zufall nicht allein, Verstand, Vernunft muß bei dem Werke sein!“ behauptete der Direktor. „Und nun sehen Sie uns alle, auch unsere verehrten Damen sehr gespannt, das Nähere über jene Bowle zu erfahren.“

„Das Nächste von dem Näheren müßte ein Vortrag über den Chaco sein“, antwortete Dr. Börner, „das gewaltige Landgebiet, das nur erst oberflächlich erforscht ist und noch eine reiche wissenschaftliche Ausbeute verspricht. Aber ich gehe gleich zur Sache über. Meine kleine Expedition, mit der ich auf neuen Pfaden die Einöde durchquerte, hatte mit all den Widerwärtigkeiten zu kämpfen, die wohl keiner erspart bleiben. Und durch diese sind in der Natur des Landes begründet. Mehrere Male geboten uns riesige Sümpfe Halt, dann wieder wollten uns Krankheiten zur Rückkehr zwingen und nicht zuletzt gaben sich auch die Eingeborenen die größte Mühe, uns den Aufenthalt in ihren Jagdgründen zu verleben. Es war ein Zustand unaufrichtiger Beunruhigung. Selten sah man einen der braunen Gesellen, um so häufiger aber umschwirren uns ihre Pfeile, die aus unvorstellbaren Verstecken abgeschossen wurden.“

Als zwei der Untertagen getroffen wurden und sich bössartige Wundstöße einstellten, die sie transportunfähig machten, war unsere Lage ziemlich trübselig.“

Aber da hatten wir das Glück, zwei junge Indianer, die die gewöhnliche Vorsicht außer acht gelassen hatten, gefangen zu nehmen. Und durch diese Geiseln gewannen wir mit dem Stamm Fühlung.“

Es ging das nicht so schnell, wie ich es hier erzähle; nur mit großer Geduld und vielen Opfern konnten wir die Scheu und das Mißtrauen der wilden Gesellschaft überwinden, ziellos war die Furcht um das Schicksal ihrer beiden jugendlichen Krieger bei der Annäherung ausschlaggebender als die Sympathie für uns, aber wie dem auch gewesen sei — der Häuptling statete uns seinen Besuch ab — und empfing unseren Gegenbesuch. Wir bewirteten ihn, er bewirtete uns, und ich muß gestehen: er war uns über. Was hatten wir ihm auch außer Konferven anzubieten? Er revanchierte sich mit Fischen, Wild und verschiedenen Gängen, denen man auf keiner europäischen Speisefarte begegnen wird, und deren Zusam-

mensetzung wir auch nicht zu erraten vermochten, und — mit der erwähnten Bowle.“

„Aber woraus die zusammengesetzt war, wissen Sie doch?“

„Zu meinem Bedauern, nein, Herr Direktor. Wir waren ja nicht bei der Zubereitung anwesend, sondern nur, als das Getränk in großen Kürbiskäse aus einer tiefen Erdgrube, wo es zur Kühlung aufbewahrt worden sein mochte, herausgeholt wurde. Und es fiel uns auf, daß man dabei ein gewisses Zeremoniell beobachtete. Die Bowle ward auch erst getrunken, nachdem die jungen Leute des Stammes einen phantastischen Tanz herum aufgeführt hatten.“

Es wurde uns nicht alles klar, aber schließlich doch soviel, daß wir zu einem bedeutsamen Fest geladen waren. Es herrschte bei jedem Nomadenwilde und auch wohl bei anderen des Chaco die Sitte, sämtliche Verläbnisse auf einmal zu feiern. Und das Getränk, das gereicht wurde, war die Verlobungsbowle.“

Es war ein fröhliches, von einem natürlichen Anstand gemäßigtes Fest, und trotzdem wir der vorzüglichen Bowle alle Ehre antaten, verspürten wir am nächsten Tage auch nicht die leiseste Nachwirkung.“

„Warum haben Sie sich dann aber nicht das Rezept geben lassen?“ meinte der Direktor vorwurfsvoll. „Muß man bloß deshalb in fremden Ländern herumreisen, um seltene Schmetterlinge aufzuspüren, Pflanzen zu sammeln und was dergleichen mehr ist, kann man nicht auch den Wilden ihre Eh- und Trintgeheimnisse ablauschen?“

„Tatsächlich, das kann man“, stimmte Dr. Börner zu, „nur unterläßt man es bald wohlweislich. Man macht nämlich die Erfahrung, daß es klüger ist, bei diesen Eh- und Trintgeheimnissen der Eingeborenen sich nach dem Grundsatze zu richten: „Dunkelheit ist die Mutter der Wahrheit.“ So erzählte mir später einer meiner Begleiter, er habe in seiner Trinttschale bei jener Verlobungsbowle Termitengliedermaßen gefunden und nach seiner Ansicht habe der pikante Geschmack des Getränks von Ameisensäure hergerührt. Termiten sind ja auch in anderen Tropenländern ein geschätztes Genussmittel.“

Der Direktor schüttelte sich. Da wolle er doch lieber bei seinem Maibowlenrezept bleiben, das so interessante Zutaten nicht kenne. Und eigenhändig füllte er aus neue die Gläser seiner Gäste.

Die Unterhaltung drehte sich aber weiter um die Maibowle und ihre kunstgerechte Herstellung. Einer der Herren rief heimlich seinen Nachbarn an.

„Sehen Sie nur den Dr. Börner!“ flüsterte er ihm zu. „Wie er dem Frühesten Margot den Hof macht! Und wie sie sich jetzt beim Zutrinken anschauen! Wie deuten Sie das?“

„Daß der gute Doktor im Gran Chaco nicht nur in seiner Wissenschaft was zugeleitet hat. Die Maibowle als Verlobungsbowle — — passen Sie auf, er folgt dem Beispiel der Wilden und verlobt sich noch heute!“

Wüstenfahrt.

Von Alfred Nossig.

Es ist ein eigentümliches Gefühl, wenn ein an Schnelligkeit gewöhnter Mitteleuropäer zum erstenmal den Rücken eines knienenden Kamels bestiegt und von dem mächtigen Tier in „schwinbelnde Höhe“ emporgehoben wird. Auf dem breiten, bequemen Sattel, der eine Art Sofa bildet, gewöhnt man sich jedoch bald an das „Schiff der Wüste“, und während der vielen Stunden, die man auf dem eindüsteren, gelblichen Sandmeer verbringt, verliert man sich die Zeit am besten durch die Beobachtung des eigentümlichen Gebarens der Kamelle.

Das Kamel ist vielleicht der letzte überlebende Vertreter jener vorjenseitlichen Fauna, die sich durch phantastische Höflichkeit und kolossale Dimensionen auszeichnete. So sah diese Tierchen aus: ein Vogelpfaffen, einen Schwanzschwanz, ein Riesenschnabel und als Abschluß ein Monumentalschwanz von zwanzig Meter Länge. Ein Ritt auf dem Jochthier muß ja auch seinen Reiz gehabt haben. Sicherlich aber vereinigte keines jener urweltlichen Tiere alle die schätzbaren Eigenschaften, die dem Kamel zum Siege im Kampfe um das Leben verholfen haben. Die Natur hat in diesem Wesen gewissermaßen ein organisches Perpetuum mobile geschaffen. Es kann, wenn es darauf ankommt, ohne Speise und Trank ununterbrochen laufen.

Bemerkenswert ist die Sicherheit, mit der das Kamel die steilsten Sandhügel hinabsteigt, ohne jemals zu rutschen. Diese beweglichen Sandhügel der Wüste machen einen etwas unheimlichen Eindruck. Doch gibt es nichts Interessanteres als

Von weissen Hand?

Kriminalroman von Wladyslaw Kraszewski.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

8) Nachdenklich betrachtete er die Pistole, welche neben dem Toten lag. Es war eine der Pistolen, welche Graf Kozimir zum Scheitenschießen zu benutzen pflegte.

„Schade, daß ich sie nicht aufheben darf“, meinte der Graf. „Nach dem Tod zu schließen, das die Kugel zurückgelassen hat, muß das Geschloß klein gewesen sein, aber Genaueres läßt sich darüber nicht sagen, ohne Gewehr und Wunde zu untersuchen.“

Da die Herren nichts anrühren durften, verließen sie den Ort und begaben sich ins Schloß. Vorher freilich hatte Graf Jygmunt noch die Wachen vor der Schießbude verstärken lassen. Der Arzt ging zu den jungen Mädchen herein, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, wobei ihm Graf Jygmunt zu seiner Trauer begleitete.

Diese befand sich noch immer in dem trostlosen Zustand. Es war zwar keine Träne in ihre Augen gekommen, aber ihre schönen Züge zeigten den Ausdruck unglücklichster Verzweiflung. „Wozu mußte ich Papa gerade heute verlassen, statt ihm in die Schießbude zu folgen!“ klagte sie. „Wäre ich bei ihm geblieben, so hätte das Furchtbare nicht geschehen können. Ich werde mir das ewig zum Vorwurf machen.“

„Aber Kind, das kann Dich doch nicht ernstlich beunruhigen“, entgegnete der Graf, indem er ihr liebevoll über die bleiche Wange strich. „Dann müßten wir Menschen ja immer zusammenbleiben.“

Auch Dr. Malenski äußerte sich in dem gleichen Sinne, doch Helena meinte: „Ich sehe es ja selbst ein, daß Ihr Recht habt, aber dennoch will mich das Gefühl nicht verlassen, als ob ich die Tat hätte verhindern können. Und es ist so schrecklich, daß mir fortwährend das Bild der hellen gegenstimmigen Schießbude in der finstern stillen Nacht vor Augen steht. Ob ich sie öffne oder schliesse, ich sehe es immer.“ Sie schauderte und ihre kalte kleine Hand umfaßte mit krampfhaftem Druck die Sand ihres Verlobten.

„Ich werde der Komtesse ein Schlafpulver geben“, jagte der Arzt. „In dem Apothekenschrant des seligen Grafen müssen noch einige sein; er pflegte, als er vor einigen Monaten an nervösen Kopfschmerzen litt, Schlafpulver einzunehmen.“

Da Helena ihm sagte, wo sich die Schlüssel zum Schrant befanden, ging er, um die Schackel mit den Pulvern zu holen.

Wenige Minuten später kehrte er mit derselben

zurück. Er ließ sich ein Glas Wasser geben und nahm ein Papierstückchen heraus, um den Inhalt in das Glas zu schütten, als er das Pulver aber sah, stutzte er, roch daran und legte an einem Stäuschen, das er mit dem Finger abgepupft hatte.

„Das sind keine Triontopulver“, jagte er, „das ist vielmehr ganz gewöhnliches Kartoffelmehl. Fragend jemand hat das Triontal aus dem Papier genommen und statt dessen Kartoffelmehl hineingeschüttelt.“

Graf Jygmunt sah ihn erstaunt an, Helena dagegen hatte nicht auf die Worte des Arztes geachtet. Sie lag starr und stumm da und blinzelte mit weitgeöffneten Augen vor sich hin, als ob sie Entsetzliches sähe.

„Sie müssen einen Boten nach meiner Wohnung schicken, um Schlafpulver für die Komtesse zu holen, denn sie ist des Schlummers dringend bedürftig“, wandte er sich an den Grafen.

Dieser nickte und ging hinaus, um einen von der Dienerschaft des Hauses mit einem Zettel, den Dr. Malenski für seine Frau geschrieben hatte, nach dessen Hause zu entsenden.

Inzwischen trat der Arzt bei Wanda ein. Auch jetzt wieder schenkte sie ihm auffallend ruhig zu sein, doch hatten ihre Augen einen scheuen wie verängstigten Blick, mit dem sie an dem Arzte vorbeisah.

„Werden Sie schlafen, Komtesse?“ fragte sie der Arzt. „Doch soll ich auch Ihnen ein Schlafmittel geben?“

Sie machte eine häßliche Bewegung des Einverständnisses. „Ich meine, daß ich ohne Schlafmittel nie mehr schlafen werde“, hauchte sie in einem Ton, der für das Herz des Arztes etwas Gefährliches, Theatralisches hatte.

Als der Bote dann von dem Vorwerk zurückgekehrt war und die Schwestern hand der angewandten Mittel in einem tiefen, wenn auch künstlichen Schlummer versunken waren, setzten sich die beiden Herren in das Wohnzimmer des Hauses, um das Entreffen der Warschauer Kommission abzuwarten.

Um sieben Uhr morgens schon langte dieselbe an. Warschau lag ja nur zwei Eisenbahnstunden von Nepaczyna entfernt, sofern man den Schnellzug benutzte. Die Kommission bestand aus dem Untersuchungsrichter Jesterzewski, einem Polizeikommissar, dem Staatsanwalt, einem Schreiber und noch einem schmächtigen Mann von unbestimmtem Alter, der aber jedenfalls die vierziger schon hinter sich hatte.

„Ich habe Ihnen hier Herrn Witel Gargas mitgebracht“, wandte sich nach den ersten Begrüßungen Jesterzewski an Graf Jygmunt. „Er ist der Inhaber des allbekanntesten Detektivbüros „He-

lios“ und steht demnach nicht im Staatsdienst, an eine Pariser Firma, in dem um die Ueberlieferung von Musterkatalogen für seine Damenwäsche ersucht wurde und den der Graf wahrscheinlich die Absicht gehabt, nach dem Verlassen der Schießbude in den hinter seinem Hause befindlichen Postkasten zu stecken, sowie ein geöffnetes Schreiben des Warschauer Juden Abraham Szynus, ein Federmesser, ein paar Schlüssel und ein Portemonnaie mit einigen Banknoten und etwas kleinem Geld.“

Der Brief Abraham Szynus enthielt eine ablehnende Antwort auf ein Darlehensgesuch, an welche sich der Rat knüpfte, dem Absender die Lebensversicherungspolice zu verpfänden, um daraufhin das gewünschte und mehr als das zu erhalten. Der Brief trug das Datum des vorhergehenden Tages.

„Flegte Graf Jygmunt in der Regel keine Uhr bei sich zu tragen?“ fragte plötzlich der Privatdetektiv, der dem Gange der Verhandlungen aufmerksam aber bis jetzt stillschweigend gefolgt war.

„Soviel ich weiß, trennte er sich nie von seiner Uhr“, entgegnete Graf Jygmunt. „Es war ein ungewöhnlich schönes und wertvolles Stück, mit Brillanten besetzt, die Wappen mit Anfangsbuchstaben meines Schwiegervaters umrahmt. Bei dem war aus farbiger Emaille verfertigt, darüber eine Grafenkrone aus Brillanten. Wie ich sehe, fehlt die Uhr und ebenso die Krone. Man hätte es demnach mit einem Raubmord zu tun.“

„Es scheint oberflächlich betrachtet so, aber — Herr Gargas vollendete seinen Satz nicht, denn seine Augen, die in dem Raume umhergeschweift waren, hatten einen Punkt auf dem kleinen Sims erfaßt, der an einer der Seitenwände angebracht war. Ein paar Sekunden lang fixierte er ihn, dann sprach er ruhig weiter: „Ein Raubmörder würde auch die kostbaren Manschettenknöpfe des Toten, seine Kravattennadel aus echten Perlen und das Geld aus seinem Portemonnaie sowie seine vielen Fingerlinge mitgenommen haben, alle diese Dinge aber befinden sich hier.“

„Und was ziehen Sie daraus für Schlüsse?“ forschte Graf Jygmunt erregt.

Der Detektiv juckte die Achseln. „Vorläufig gar keine. Im übrigen gestatten Sie mir noch eine Frage, Herr Graf — was befand sich für gewöhnlich auf dem Sims?“

„Da standen, wenn ich nicht irre, Tafeln, auf denen mein Schwiegervater die gemachten Schüsse samt dem Ziel, das sie gefunden, zu vermerken liebte. Die Tafeln lagen übrigens auf dem Fußboden.“

Man trat näher und besichtigte sie und ebenso den Sims.

(Fortsetzung folgt.)